

Panorama der weissen Kunst

Autor(en): **Schnack, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 7

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

und liess ihm auf seinen Befehl 60 Schillinge auszahlen.

Auch die Königin von Schottland achtete im Jahre 1563 dieses ungeschriebene Gesetz, nachdem der Kuchen ihrer Hofdame Mary Fleming die Würde einer Königin geschenkt hatte. Zum Zeichen der Ehrerbietung wurde sie von der richtigen Königin mit Kleidern und kostbaren Juwelen geschmückt.

Ebenfalls am französischen Königshofe beugte man sich gerne der charmanten Regierung des Dreikönigstages.

Selbst das österreichische Kaiserpaar fand es nicht unter seiner Würde anno 1670, der «Kuchenmajestät» die nötige Referenz zu erweisen. So deckte der Kaiser selbst die Tafel und die Kaiserin schenkte den Wein ein.

Als 1814 die Gemahlin Napoleons die Zeremonien vornahm, soll die Würde des Königs angeblich dem Sohne Napoleons zugefallen sein.

Auch bei uns in der Schweiz ist der fröhliche Brauch seit Jahrhunderten verbürgt. Genf kannte derartige Könige seit dem vierzehnten, Lausanne seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

Aus Luzern erzählt eine 400 Jahre alte Nachricht: «Die Nachpurschafften waren gewohnt von Altem här jr Königrych und Versammlung am Abend der hl. dry Königen zu began.»

Besondere Triumphe erntete der Brauch in jener Zeit im Welschland, wie etwa in Moudon. Im Wallis war er vor über 300 Jahren so beliebt, dass er geradezu als Volksfest gefeiert ward.

In Freiburg wurde das «Züchen» eines Königs im Jahre 1648 als «ein alt härkommen» bezeichnet und muss demnach dort schon lange vor jener Zeit bekannt gewesen sein.

Der Königskuchen und sein Fest hatte sich alle Stände erobert; selbst von Gerichten und Universitäten wurde er gefeiert.

Alt wie das Fest ist auch der Name Königskuchen. Wir lesen z. B. aus dem Jahre 1572: «. . . noch werden die bonen im königskuchen auff die heyiligen Dreykönigstag gefunden . . .»

Schon dieser kurze Einblick in die Geschichte unseres Brauches zeigt, dass es sich hier nicht um ein künstlich, zusätzlich geschaffenes Fest, sondern um ein liebenswertes Erbe der Vergangenheit handelt. Berechtigt dürfen wir uns freuen, dass nun unsere Bevölkerung die Neubelebung des Brauches so herzlich aufnahm und ihn vor dem Untergang rettete. Jeder kann am Dreikönigstag sein Scherflein zu seiner noch grösseren Entfaltung beitragen.

Friedrich Schnack

PANORAMA DER WEISSEN

KUNST

Sommers zogen auf dem Waldweg Wanderer in die Licht- und Schattengründe, und sie rasteten auf der Halde, wo die hohen Königskerzen brannten. Nun, da der Weg in ein Wintermärchen hinein führt, schweifen nur die Erinnerungen der Sommergäste zurück. Die Buchen frösteln, das kleine Gehölz knistert in der Kälte, und die Fichten ver mummen sich in ihre jägergrünen Waldgewänder. Weg und Waldboden sind verschneit, keines Menschen Fuss war seit dem Schneefall hier.

Meine Fusstapfen laufen mir nach. Der Schnee knirscht, es ist ein gemütlicher Laut: am Ende freut sich der Weg sogar über meinen Besuch. Wie viele Wochen schon mag er allein und einsam sein! Dabei ist er, wie ich, ein heimlicher Wanderer, der nicht rasten mag. Beständig zieht er seine Bahn. Immer wieder erfindet er eine neue Schleife, einen andern Bogen, eine unvermutete Wendung. Bald biegt er in einen Stangenwald ein, bald durchschneidet er ein Fichtendickicht, endlich kommt er gar in einen Waldfriedhof, wo die Stümpfe gefällter Bäume die Ernte des Todes auszählen.

Die Wintersonne durchwandert das flache Himmelsgewölbe, getragen von den kalten Flügeln der Luft. Ihr weisses Gesicht, in das ich kaum eine Sekunde zu blicken wage, so schmerzhaft strahlend schwebt es zwischen Fichtengipfeln, durchleuchtet den Wald. Die Schneeflöckchen auf den Fichtenknospen und den Spitzentrieben der Buchen, die weissen Rüschen und Volante auf den jägergrünen Trachten beginnen zu erblühen, als verkläre sie ein plötzlicher Frühlingsgedanke. Selbst der einfache, umständliche Waldweg wird verklärt: das Strahlengitter des Aetherfeuers, geworfen durch Astwerk und Gebälk, hat ihn gezeichnet.

Das Herrlichste aber spielt sich auf einer Waldblösse ab, in die der Weg einmündet. Als ein weisser, von Fichtenwänden umstellter Saal liegt dieses Waldquartier vor dem Blick. In dem blendenden Schneeglantz funkeln die Handwerkskünste ge-



Lebensfreude

Photo Meerkämpfer

heimer Diamantenschleifer, verborgener Juweliere und Perlenstickerinnen. Sie haben eine Schau ihrer Schmucksachen ausgelegt, ein Panorama der weisen Kunst: Kristalle, Sternchen, Funken, Tropfen und Splitter. Zweige tragen Kleinodien, eine graue Staude steht perlbehangen, ein Holzstück ist mit Brillanten besteckt, an einem Rindenzacken hat eine Geisterhand ein Ohrgehänge befestigt, eine Brombeerranke ist mit Diamantsplitterchen besetzt. Alles ist wunderbar. Aber ich bin nicht der erste Besucher. Im Schnee erkenne ich die Spuren der Gäste, die vor mir da waren — die Fährten von Rehen, die hintereinander geschnürten Tritte des Fuchses, dazwischen den Strich des buschigen Schwanzes, auch die zarten Schritte der Drosseln und der Goldammern.

D I E P R E D I G T

Ich erinnere mich, dass man in meiner Jugendzeit nicht sagte: Ich gehe zur Kirche, sondern: Ich gehe zur Predigt. Das Verkünden, der «heilige Donner des Wortes» auf der Kanzel, stand vor dem Kultischen. Hier mochte auch eine echt protestantische Erinnerung an die Frühzeit mitwirken, als die Predigt die Geister schied und zugleich Neuverkündigung, Neubesinnung war.

Bei uns war sie aber zu allererst an einen Mann gebunden. Er bestieg sie, die wie eine Faust in den leeren Raum der Kirche drängte, nicht ohne Würde. Sein schwarzer Talar wallte. Unter dem Piano-Singen der Orgel beugte er den Kopf und betete. Dem Knaben war das mehr erhabenes Schauspiel als wirklicher Gottesdienst. Nachdem das letzte Gebet verklungen, trat die Stille ein, die er liebte und zugleich fürchtete. Sie wurde — so schien ihm — bis zu einem Punkt getrieben, der als leis-schmerzliches Gefühl im klopfenden Herzen wiederkehrte. Es webte unter der Wölbung so etwa wie ein Horror vacui. Es konnte noch ein dünner Husten hörbar werden, dann aber öffnete der Mann in seinem schwarzen Gewand, einer Tunika gleich, den Mund und seine Stimme klang mit Schöpfungsgewalt, wenn sie sagte: Friede sei mit Euch! Ich höre heute noch dies Wort, nach unzähligen Jahren, und

dabei wurde mit diesem Satz vielleicht nur eine einzige Predigt eingeleitet. Der Kanzelredner war nämlich alles andere, als was man unter einem kirchlich «geeichten» Prediger sonst verstand. Er unterschied sich von den vielen andern der Stadt durch den Mut, mit dem er mitten ins aktuelle Leben hineinschritt. Er hatte einen Prozess verfolgt, er beugte sich weit vor und sagte, als stellte er uns die Frage in einer kleinen Kammer: «Was sagt Ihr, ist Woert Omken schuldig...?» Da waren wir alle an einen Prozess gekoppelt, der das Land bewegte, über den alle Welt diskutierte. Oder er begann mit hinterhältigen Frage, ob wir schon einmal dem Pasteurisierungsvorgang von Frischmilch beige-wohnt. Das sei gar nicht so einfach. Und er entwickelte im Stil einer modernen Reportage jedes einzelne Detail, man hätte glauben können, er habe uns zu Molkereiaspiranten ausbilden wollen. Aber siehe da, plötzlich glitt ein Textwort mit unter, es passte wie der Deckel auf den Topf. Dann verschwand es wieder, als sei es ganz zufällig dahergekommen. Doch dann tauchte es wieder auf, es war die leise Brücke der Neuzeit zur Antike, es machte — manchmal erschauernd, manchmal ahnungsvoll, manchmal drastisch — bewusst, dass das, was menschlich war, im Grunde nie geändert hat, dass der Schnitt, die Façon «neu» sein mochte, der Stoff aber alt. Ich habe später die Predigt dieses eigenwilligen Gottesmannes bewundert. Sie war das, was so selten ist, sie war «modern». Sie war aktuell. Sie griff beherzt in das Gewirr und Gespinnst unseres täglichen Lebens, aber sie machte ganz leise sichtbar, wo alle Verwirrung ihren Grund hatte. O, unendlich behutsam. Er, der Redner, wusste, um welcher traditionellen religiösen «Trieb»-Kräfte willen die meisten in die Kirche kamen, er wollte ihnen nicht nach alter Manier dieses Textwort mit neuen Texten unterlegen. Er wollte ihnen gleichsam kalte Duschen über die Körper und Seelen jagen, er griff in die Fülle dessen, was wir das tägliche Dasein nennen. Ist denn dieses Dasein minderwertiger als das anderer Zeiten und Epochen? Nein, die Geschichte um eine Waschmaschine und alle ihre Peripetien, ein Auto-unfall in der Familie, die Anlage eines elektrisch geladenen Zaunes — der ewig neugierigen Kühe wegen — das ist genau so sinnvoll wie eine Oliven-ernte, wie ein alter Baum, den man ins Feuer wirft, weil er zu nichts mehr taugt, wie irgendeine andere bäuerliche Handlung aus den Evangelien. Aber biblisches Bild sei unverrückbar an Seine Erscheinung gebunden? Das ist nicht wahr, denn wäre es